



Hwang-ti bekämpft die Teuerung.

Von W. Doroschewitsch.

— S. — Hwang-ti, der erhabene Herrscher, saß dem Staatsrat vor. An der Spitze seiner auserwählten, dünnhäutigsten und weisesten Mandarinen.

Auf der Tagesordnung standen die inneren Angelegenheiten. Das Wort hatte der Minister des Innern.

Er erwies dem erhabenen Herrscher die vorgeschriebenen Ehrfurchtsbezeugungen und begann mit seinen Ausführungen:

„Sohn des Himmels! Gestatte dem niedrig kriechenden Wurm, daß er die Wahrheit sage! Denn die Lüge müßte erst ausgedacht werden, aber wo soll ein hirnloser Wurm den nötigen Verstand dazu hernehmen? Die Klugen erfinden, die Dummen müssen sich mit der Wahrheit bescheiden. — Peking führt Krieg mit Nanjing, mit Schanghai und mit Kanton; Nanjing mit Peking, Schanghai und Kanton; Schanghai mit Nanjing, Peking und Kanton; Kanton mit Schanghai, Nanjing und Peking. Und das Land gedeiht dabei! Das Gedeihen Chinas hat bereits eine Stufe erreicht, auf der die Hühner goldene Eier legen!“

„Wie meinst du das . . . goldene Eier? . . .“ stammelte verblüfft der erhabene Herrscher. „Das kommt doch nur in Märchen vor?“

„Und im Lande des märchenhaften Wohlstandes, in China!“ ergänzte geschmeichelt der Minister. „Wenn du nicht der Sohn des Himmels wärest, hätte ich dir gesagt, geh' selbst auf die Märkte und überzeuge dich! Was kostet dort ein Ei? Einen Dukaten! Zehn Eier kosten zehn Dukaten! Soviel Eier — soviel Dukaten! Sonst überall in der Welt plagen sich die Menschen vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, um einen Dukaten zu verdienen. Aber bei uns? Eine Henne hat gegackert — und ein Dukaten ist schon da! Gog-gog-gog, tach-tach und ein Dukaten!“

Alle Mandarinen hoben die Zeigefinger zum Zeichen ihres Staunens. Einzig der alte Lehrer des erhabenen Herrschers legte beide Hände auf den Tisch.

„Wo die Hühner fröhlich gackern, haben die Menschen nichts zu lachen.“

Aber der erhabene Herrscher erhob seine Stimme, und sie klang wie ein goldenes Glöckchen:

„Unser Erzieher und Lehrer steht im Rufe eines Weisen, darum glaubt er uns die Freude vergällen zu müssen! Dazu ist die Weisheit auf Erden, um die Freude zu trüben; dazu sind

die Wolken am Himmel, um die Sonne zu verdunkeln! . . . Also, wie du gesagt, mein Lieber? . . . Gog-gog-gog, tach-tach — — und ein Dukaten! Das ist ausgezeichnet: Gog-gog-gog, tach-tach — — und ein Dukaten!“

Der ganze Staatsrat stimmte im Chöre ein: „Gog-gog-gog, tach-tach — — und ein Dukaten!“ Noch nie war es im Staatsrat so lustig zugegangen.

„Erhabener Herrscher!“ rief der alte Lehrer, „auch ich habe nur die Wahrheit gesagt: Wo es den Hühnern allzu gut geht, dort ist den Menschen oft traurig zumute! Es hört sich schön an: Gog-gog-gog, tach-tach — — und ein Dukaten. Aber das Land hungert dabei!“

Der erhabene Herrscher verlor seine gute Stimmung und seine Worte waren wie der Klang eines silbernen Glöckchens.

„Unser Minister hat die Lage Chinas als blühend dargestellt. Aber unser weiser Lehrer leidet Hunger! Bedenkt, was die Geschichtsbücher von uns berichten werden. „In der Regierungszeit dieses Kaisers ist der große Weise, der Stolz und die Plerde des chinesischen Volkes, an Hunger gestorben!“ Ein Schuljunge wird von seinem Lehrer gefragt werden, was er von uns weiß, und er wird antworten: „In der Regierungszeit dieses Kaisers hatten die Weisen gehungert!“ Soweit hat es der Lump von einem Minister gebracht! . . . Gog-gog-gog, tach-tach — — und ein Dukaten!“

Der Minister des Innern erblaßte, verbogte sich und sagte:

„Wenn du dem dummen Sohn meines Vaters zu sprechen erlaubst, so habe ich etwas zu sagen, Sohn des Himmels!“

„So sprich!“ erlaubte der erhabene Herrscher.

„Wir wissen jetzt, warum die Menschen in China Hunger leiden: Weil die Eier einen Dukaten das Stück kosten. Jetzt bleibt noch übrig, die Verantwortlichen zu ermitteln und ihnen die Fersen zu bestreichen.“

Alle Mandarinen fanden, daß der Vorschlag des Ministers den Gesetzen und Gebräuchen des Reiches der Mitte voll und ganz entsprach.

„Daß man aber die richtigen Fersen finde!“ versetzte der Weise.

„So ist es!“ sagte erleichtert der Minister. „Die Weisheit selbst spricht aus dir, wenn du

nach den richtigen Fersen verlangst! Bessere Fersen sollen es aber sein, wenn nicht deren, die einen Dukaten für ein Ei verlangen? Die Bauern sind an der Teuerung schuld! Ihnen nur recht hübsch mit dem Bambusrohr auf die Fersen und die Eier werden schon billiger werden.“

„Dein Rat scheint mir der Sachlage zu entsprechen!“ meinte der erhabene Herrscher. „So warte deines Amtes!“

Sieben Bambuswälder gingen zwecks Beeinflussung der Bauern auf.

Allein, die Eier wurden noch teurer. Ein Ei kostete nunmehr zwei Dukaten. Die Eier wurden unter Fersentriß verkauft, darum kosteten sie auch doppelt so viel.

Als sich der Staatsrat wieder versammelte, sprach der erhabene Herrscher und seine Worte wirkten wie kalter Tee:

„Ich kann zwar die Weisen nicht leiden: Sie sind ein umständliches Völkchen! Um wieviel sind mir doch die einfachen Leute lieber! Ein einfacher Mensch lebt solange es geht, und wenn es nicht mehr geht, so stirbt er, lautlos, schicksalsergeben. Aber behüte der Himmel, eine Verühmtheit unter seiner Obhut zu haben! Die Verantwortung vor der Geschichte! Unser weiser Lehrer hungert noch mehr: Der Eierpreis ist auf das Doppelte gestiegen. Selbst ein so erprobtes Mittel, wie der Bambus, hat nichts genutzt!“

Der Minister des Innern erbat sich unter den nötigen Zeremonien das Wort.

„Sohn des Himmels! Wir haben mit dem rettenden Bambus die Fersen der Bauern bestrichen. Aber im Handel sind immer zwei schuld: Der Verkäufer, und der einen zu hohen Preis bezahlt. Warum geben die Leute zwei Dukaten für ein Ei? Dadurch wird nur die Teuerung gefördert! Es wäre nun ebenso gerecht, die Fersen der Verbraucher mit dem Bambusrohr zu bestreichen!“

Alle Mandarinen fanden, daß der Vorschlag des Ministers nur ganz logisch und gerecht wäre.

Siebenundsiebzig Bambuswälder waren zur Beeinflussung der Verbraucher ausgegangen. — Aber die Eier wurden deshalb nicht billiger. Im Gegenteil. Die Verkäufer mußten jetzt die Eier ins Haus bringen und sie unter der Hand abgeben, weil sich niemand mehr traute, Eier offen zu kaufen oder zu verkaufen.

Der Staatsrat versammelte sich.

Eine Ehe in unserer Zeit.

Das dritte Jahr ist vorüber,
Das wir verheiratet sind.
Wir haben noch keine Wohnung,
Aber wir haben ein Kind.

Ich lebe bei einer Tante,
Die mich nicht leiden mag.
Mein Mann wohnt noch bei den Eltern.
Das Kind ist bei einer Frau Schlag.

Wir warten auf bessere Zeiten.
Mein Mann geht doch stemmeln. Ein Jahr!
Und ich verdiene sehr wenig.
Dabei ist auch das in Gefahr. —

Wir treffen uns jede Woche
Zwei-, dreimal bei unserem Kind —
Um nicht zu vergessen, daß wir
Eine Familie sind.

Hanna Süb.

Der erhabene Herrscher sprühte vor Zorn
und seine Stimme dröhnte.

„Niederrächtiger Lump!“ herrschte er den
Minister des Innern an. „Halte den faulen
Zwiebel, den du einen Kopf nennst, bereit!
Unser weiser Lehrer konnte heute nicht er-
scheinen, denn er liegt im Sterben. Und die
Geschichte schickt sich an, unseren Namen mit
Schmach zu bedecken!“

Der Minister des Innern sank schredens-
bleich zu den Füßen des Herrschers:

„Sohn des Himmels! Ist es nicht einer-
lei, ob heute oder morgen der Zwiebel von
einem Kopf abgehakt werde? Nur einen Tag
noch. Ich habe die richtigen Fersen gefunden!
Wer legt die Eier? Die Hühner! So müsse
man die Hühner auch bestrafen!“

Die erschrockenen Mandarinen atmeten wie-
der freier auf, als sie die klare und gerechte
Lösung vernahmen.

Drei Tage lang konnten sich die Menschen
nicht verständlich machen: So schrien die
Hühner! — Aber der Eierpreis stieg ins Uner-
schwingliche. Denn die Hühner hatten auf-
gehört, Eier zu legen.

Der erhabene Herrscher war außer sich.
Er suchte seinen alten Lehrer auf und fand
diesen sterbend vor. Mit dem sanften Lächeln
eines Weisen wandte sich dieser zum wech-
slagenden Kaiser, sammelte seine letzten Kräfte
und sprach:

„Dich beunruhigt, was die Geschichte von
dir sagen wird, Sohn des Himmels? Die Ge-
schichte wird von dir sagen: „Swang-ti, der er-
habene Herrscher, war von den besten Absich-
ten befeelt. Er bekämpft den Eigennutz und
sparte nie mit dem Bambusrohr, aber er traf
niemals die richtigen Fersen. Das ist jedoch
das Schicksal aller Herrscher. Deshalb brauchst
du dich nicht besonders zu grämen, Sohn des
Himmels!“

Hände.

Von Elli Müller.

Da, wo Menschen dicht zusammengedrängt
wohnen, läßt es sich gar nicht vermeiden, daß
sie einander hie und da in die Fenster sehen.
Hinter den sonnenbeschienenen Glasscheiben des
gegenüberliegenden Hauses sehe ich fünf Paar
Frauenhände:

Im Erdgeschoß sind es die flinken Finger
eines Tippfräuleins, die eifrig arbeiten.

Im ersten Stock sind zwei Paar Hände zu
sehen: lange, weiße, schmale und beringte Fin-
ger liegen auf einem Polierkissen, und das
zweite Handpaar ist damit beschäftigt, die Nägel

des ersten in Hochglanz zu versetzen. Sie fun-
keln und blinken schon mit den Ringen um die
Bette zu mir herüber.

Im zweiten Stock sind es kräftige, gut ge-
formte Mutterhände, die eine Bubenhose sticken.

Und ganz oben sind krumme, vom vielen
Wäschewaschen aufgedunsene Großmutterfinger
damit beschäftigt, blitzsaubere Wäsche auf eine
Leine vor dem Fenster zu hängen. —

Da kommt ein Orgelmann in den Hof. Die
neuesten Schlagermelodien erfüllen die ganze
Gegend, und die Hände des Schreibmaschinen-
fräuleins springen im Takt.

Im ersten Stock machen die beringten Fin-
ger nervös-abwehrende Bewegungen. Das zweite
Handpaar ist nicht mehr zu sehen.

Die Mutterhände vom zweiten Stock liegen
friedlich auf den Bubenhosen und die vom drit-

ten haben schnell nach rückwärts gelangt und
halten nun ein vergnügt krähendes Entelkind,
damit es den Orgelmann sehen kann.

Nun ist er zu Ende.

Die Tippfräulein-Hände greifen schnell in
die neben der Maschine liegende Tasche, und
ein Geldstück fällt klingend aufs Pflaster. Die
Erste-Stocks-Hände sind während des Spiels
verschwunden. Die vom zweiten wickeln eine
Münze vorsorglich in ein Stück Papier, bevor
sie die Reise zum Hof hinab antritt. Vom drit-
ten fliegt kein Geld herunter, aber die Hände
winkeln ermunternd dem Entelkind zu, das ge-
rade mit einem großen Stück Broi beladen
schüchtern zum Haus heraus auf den Orgel-
mann tritt. —

Ich kenne keine meiner vier Nachbarinnen.
Oder kenne ich sie je et doch?

Götter, Freund und Feind.

Von Rudyard Kipling.

Der Autor des Dschungelbuches, das
Welt Ruhm sich erwarb, hat an seinem
Lebensabend der Reihe seiner Werke ein
neues hinzugefügt, das in deutscher Ueber-
setzung soeben im Verlage Paul List,
Leipzig, erschienen ist: „Wie spricht
der Hund“, Aus dem Leben von Stapp,
von ihm selbst erzählt. Wenige haben in
die Tierseele so tiefen Einblick wie dieser
Dichter und prächtig versteht er es, die
menschliche Sprache ins „Hundische“ um-
zuformen. Wenn Hunde sprechen könnten,
ihre Sprache würde wohl der, wie Rudyard
Kipling sie, man kann sagen, mit Einfüh-
lungskraft erfunden hat, am nächsten kom-
men. Einfühlungsvermögen in die Seele
der Kreatur zeichnet auch sonst dieses Buch
aus, das voll Güte und lächelnder Weis-
heit ist. Nachstehend ein kleiner Abschnitt
aus dem reizvollen Werke:

„Du bist schön darfst du rein? Ich bin Stapp.
Ich bin Sohn von Schwarzbart von Kildonan
— preisgekürnte Familie — Goldene Medaille
— sehr feiner Hund; und keine blöden Kunst-
stückchen, sagt Herrchen, bloß schön machen kann
ich. Und Pfoten auf Nase tun. Heißt „Bitte
bitte machen“. Schau! Ich tu's aus eigenem
Kopf, nicht auf Wort . . . Das ist Wohnung
in Stadt. Ich wohner mit Eigenem Gott. Ich
erzähle:

I.

Da ist Spaziergang-in-Parl-an-Beine. Da
ist ohne-Beine-wenn-wir-auf-Gras-kommen. Da
ist anderer Hund, wie ich, ohne Beine. Ich sage:
„Name?“ Er sagt: „Schlapper.“ Er sagt:
„Name?“ Ich sage: „Stapp.“ Er sagt: „Ich
bin feiner Hund. Ich habe Eigenen Gott Frau-
chen.“ Ich sage: „Ich bin sehr feiner Hund.
Ich habe Eigenen Gott Herrchen.“ Da ist Um-
einanderrumgehen-auf-Behen. Da ist Kaufen.
Da ist Tracht Prügel. Herrchen sagt: „zei-
hung! Meine Schuld.“ Schlappers Frauchen
sagt: „Oh! Meine auch.“ Herrchen sagt: „Na
Gott sei Dank, daß wir beide schuld sind. Ret-
tes Hundel, Schlapper.“ Schlappers Frau-
chen sagt: „Sind Sie wirklich?“ Dann mach
ich schön. Schlappers Frauchen sagt: „Aber-
liebste Hundel, Stapp.“ Dann ist wieder an-
Beine, und Spazier-gehen mit Schlapper hinter
beiden Eigenen Göttern, lange Zeiten . . .
Schlapper ist garnicht-so-übler Hund. Schaut
ganz aus wie ich. Feines-Paar, sagt Herr-
chen . . .

Da ist noch mehr Spazier-gehen in Parl.
Da ist Schlapper und sein Frauchen auch im-
mer. Eigene Götter gehen zusammen — wie
an-Beine. Wir gehen hinten. Wir sind müd.
Wir gähnen. Eigene Götter schauen nicht.

Eigene Götter hören nicht . . . Sie haben weiße
Schleifen an unsere Halsbänder gesteckt. Wir
mögen nicht gern. Wir reißen runter. Sind
schlecht zu essen . . .

II.

Jetzt wohnen wir in Auf-dem-Lande, gleich
ueben Parl, und Menge gute Gerüche. Wir
sind alle hier. Bitte schau! Ich zähl' meine
Pfoten. Da bin ich, und Eigener Gott-Herrchen.
Da ist Schlapper, und Schlappers Eigener Gott-
Frauchen. Das sind alle meine Pfoten. Da
ist Adar. Da ist Köchin. Da ist James-mit-
Hütte-die-rotli. Da ist Harry-mit-Spaten. Das
sind Schlappers Pfoten. Ich kann nicht mehr
zählen; aber da ist Mädchen, und Dienstmann,
und Postmann, und Telegramm, und Habedie-
chre-Fleischer und Leute. Und da ist die Kü-
chentage, die Mauer raufläuft. Böss! Böss!
Böss!

In Morgen-Zeit macht Adar von Hütte
los und birstet. Dann ist schnell-die Treppe-
rauf-rennen an Köchin vorbei und Götter zu
Frühstück rufen. Dann ist unterm-Tisch-liegen-
an-beiden-Enden und Köpfe-auf-Füßen von
Göttern. Manchmal ist was-Gutes-Kriegen-
unterm-Tisch, aber „nicht betteln!“

Nach Frühstück ist Küchenlag-jagen durch
ganzen Garten bis Mauer. Sie klettert. Wir
sitzen drunter und singen. Dann ist Warten
auf Spazier-gehen mit Göttern. Wenns nichts-
auf-ihren Köpfen ist, dann ist's bloß im-Gar-
ten-rum und „runter-von-den-Beeten-ih-zwei!“
Wenns naß ist, dann ist's auf-Leppich-liegen an
Feuer oder „wer-hat-euch-gesagt-daß-ih-auf-
Stühlen-sitzen-dürft-ih-Strolche?“ Es ist im-
mer zusammen-mit-Eigenen-Göttern — Eigenem
Herrchen und Eigenem Frauchen. Wir sind
sehr feine Hunde . . . Da ist Großer Hund
von weitweg, der durch Gebüsch kommt und
schaut. Wir haben ihn bei Reibricht-Kasten ge-
troffen. Wir sagten: „Komm spielen!“ Aber
er laufte weg. Seine Beine sind ganz biezig.
Und hängige Ohren. Aber größer als Ich!

III.

August 1923.

Bitte sitzt auf! Ich will erzählen nach
Zeiten und Langen Zeiten — jede Zeit für sich.
Ich erzähle gute Sachen und Schreckliche Sachen.

Anfang von Zeiten. Da war Spazier-
gehen mit Eigenen Göttern, und „was-Gutes-
zum-Essen-wenn-wir-Kast-machen, ihr Schnau-
zerl“. Das war langes Spazier-gehen. Wir
eßten große Menge. Dann nachher waren
Kaninchen, die nicht bleiben wollten. Wir sag-
ten. Wir hörten sing in Wald. Sehr kum-
mervoll. Wir liefen such-such machen. Da war
der Große-Hund von weitweg, der sang vor

Grube in Hügel. Er sagte: „Ich bin hier schrecklich lange Zeit, und ich weiß nicht, wo hier ist.“ Wir sagten: „Kommi Schwänzen nach!“ Er kam nach, zurück zu Eigenen Göttern. Franchen sagte: „Ach du armes großes Baby!“ Herrchen sagte: „Was treibt denn Kents Jüngster hier?“ Großer Hund ging immerzu auf Bauch und sagte klein. Da war „gib-ihm-die-Reste“. Er lästete Hund. Wir gingen alle nachhause über Felder. Er erzählte, da war Wäsch-auf-Beine, die wedelte wie Schwänze, sehr schön zum Spielen. Er sagte, da kam kleiner alter Hund mit schwarzen Zähnen und sagte, er würde richtigen-Jagdhund aus ihm machen, wenn er mitkäme. Da ging er mit und kam zu wunderschönem Geruch. Alter Hund sagte ihm, er soll seine blöde Nase auf Erde tun und such-such machen. Er machte lange Zeit such-such mit Alter Hund. Da war Feld voll mit Ja-nicht-anrühr-Bäschschafen, und wunderschönem Geruch war weg. Alter Hund war böß und sagte, er soll drauf los. Aber Leute kamen, die sagten laut. Er rannte in Wald. Alter Hund sagte, wenn er hier lang genug warten würde, würd' er richtiger Jagdhund werden, und es würd' ihm gut tun, daß er sich jetzt allein nachhause zurückfinden müßte, weil ihm das noch oft im Leben passieren würde, wenn er weiter so fürchterlich blöd wär wie jetzt. Alter Hund ging weg, und Großer Hund wartete auf mehr wunderschönen Geruch, und es war Nacht-Zeit, und er wußte nicht, wo zuhause war, und da sang er so wie wirs gehört hatten. Er war sehr kummervoll. Er ist ganz neuer Hund. Er sagt, sie nennen ihn „Du-Küken“. Nach langer Zeit war Geruch, den er kannte. Da lief er durch Heide und rannte nachhause. Er sagte, er kriegt gewiß Bittsch-Patsch.

Eine Zeit danach. Küchenlag sitzt auf Mauer. Wir singen. Sie sagt: „Eigene Götter gehen fort.“ Schlapper sagt: „Sie kommen wieder zu Küchen-Zeit.“ Küchenlag sagt: „Diesmal werden sie gehen und nie wieder kommen.“ Schlapper sagt: „Das ist nicht wirkliche Ratte.“ Küchenlag sagt: „Geht 'rauf ins Haus und schaut was Ndar tut mit Hütten-zum-Zumachen.“

Wir gingen hinauf in Haus. Da ist Ndar und Hütten-zum-Zumachen. Sie stopft voll mit Sachen für Füße und Köpfe und Witte von Göttern. Wir gehen hinunter. Wir verstehen nicht...

Küchenlag sitzt auf Mauer und sagt: „Jetzt habt ihr gesehen, daß Eigene Götter weggehen. Wartet bis Hütten-zum-Zumachen hinten rausgetan werden auf Hüte-die-rolle. Dann werdet ihr wissen.“ Schlapper sagt: „Wie kannst du wissen, wo diese Ratte hinläuft?“ Küchenlag sagt: „Weil ich Rake bin. Ihr seid Hund. Wenn ihr was getan habt, fragt ihr Eigene Götter, ob es Krügel ist oder Streicheln. Ihr kriecht auf Bauch. Ihr sagt: Bitte, ich will brav sein.“ Was wollt ihr tun, wenn Eigene Götter weggehen und nie wiederkommen?“ Schlapper sagt: „Ich beiß dich, wenn ich dich fange.“ Küchenlag sagt: „Nack' Beine!“

Sie rannte Mauer runter und lief in Küche. Wir kamen nach. Da war Köchin und Beien. Küchenlag sah in Fenster und sagte: „Schaut Köchin dort. Manchmal ist es dicke Köchin; manchmal ist es dünne Köchin. Aber es ist immer meine Köchin. Ich bin niemals Köchins Kax. Aber ihr müßt immer Eigene Götter dabei haben. Sonst werdet ihr schlecht. Was wollt ihr tun, wenn Eigene Götter weggehen?“ Wir fühlten nicht wohl. Wir gingen ins Haus. Wir bitteten Eigene Götter: nicht weggehen! und nicht „nie-wiederkommen!“ Sie verstanden nicht...

Das Kind fragt . . .

1914

Kind: Wofür ziehn wir in den Krieg?
 Vater: Für König und Vaterland,
 Für Belgien und die Enten!
 Und sonst noch allerhand.

1917

Kind: Weshalb sind wir in den Krieg gezogen?
 Vater: Um die Welt zu befrei'n.
 Krieg mit all seinen Schreden
 Soll nie wieder sein!

1919

Kind: Warum machen wir Krieg?
 Vater: Das ist leicht gesagt, ohne zu prahlen:
 Den Kaiser wollen wir hängen,
 Und der Voche muß zahlen.

1932

Kind: Weshalb machten wir denn vor vielen Jahren den Krieg?
 Vater: Weshalb wir . . . Warum, wir uns geschlagen?
 Weil . . . weil . . . Ja, Junge, das kann ich dir nicht sagen!

(Frei nach „News Chronicle“, London.)

Hungersnot im Ameisenbau.

Roeterlinds Beobachtungen. — Arbeitstiere werden nicht alt. — Die isolierte Ameisenmutter.

Es gibt kaum Interessanteres in der Tierwelt, als die fabelhafte Organisation zu beobachten, die in einem Ameisenhaufen herrscht. Das rennt und krabbelst in einem solchen Hügel, daß man zuerst geneigt ist, anzunehmen, das ganze Völkchen ließe sinnlos hin und her. Bald merkt man aber, daß jedes einzelne der kleinen Tiere Aufgaben zu erfüllen hat, daß es Larven an die Sonne schleppt, oder Tannennadeln oder anderes Baumaterial herbeischaffen muß. Nach einem für uns unsäglichem, wohlüberdachten Plan arbeitet hier ein emsiges Völkchen am Aufbau und Ausbau seines Reiches.

Ueber das Leben der Ameise veröffentlichte der belgische Dichter und Nobelpreisträger Maurice Maeterlinck in einer englischen Zeitschrift vor kurzem einen außerordentlich interessanten Aufsatz, dem wir einiges entnehmen.

Der Ameisenstaat besteht aus Weibchen, Männchen und Arbeitstieren. In kleinen Ameisenestern gibt es durchschnittlich zwei bis drei befruchtete Weibchen oder Königinnen, in ganz großen sind oft bis zu fünfzig beisammen.

Das Leben der Männchen ist nur kurz bemessen. Wenn die Hochzeit vorüber ist, werden sie meist geopfert, ein Schicksal, das in der Insektenwelt vielen Männchen blüht. Die Ameisenmännchen werden durchschnittlich nur fünf bis sechs Wochen alt. Einige hundert von ihnen bevölkern den Ameisenbau. Da sie in der Ueberzahl sind, begleiten immer gleich fünf bis sechs das Weibchen. Die befruchteten Weibchen werden bis zu zwölf Jahre alt. Die Arbeitstiere hingegen werden nur drei bis vier Jahre. Sie bilden bei weitem den Hauptteil der Bevölkerung des Ameisenstaates. Wie im Dienestaat die Arbeitsbienen, müssen sie alle Arbeit verrichten, aber sie haben es nicht so schwer wie diese. Die Arbeitsameisen sind geschlechtslos.

Das Interessanteste im Leben der Ameisen ist es, wie das Ameisenweibchen sich nach dem

Hochzeitsflug verhält. Wenn es befruchtet ist, setzt es sich ins Gras, wirft seine vier Flügel ab, pugt sich die Brust und dann geht es daran, sich ein Loch zu graben, in dem sie sich für die Arbeit des Eierlegens und des Grozziehens der Brut vertriehen kann. In diesem Erdloch, das vollkommen von der Außenwelt abgeschlossen ist, in das nichts als etwas Feuchtigkeit dringt, verbringt das Ameisenweibchen nun viele Monate. Es hat keine Möglichkeit, sich von außen her irgendwelche Nahrung zu beschaffen. Es zehrt völlig von seiner eigenen Substanz. Ein winziges Tröpfchen Honigtau hat es, in seinem Kropf wohl als Vorrat aufgespeichert. Sonst zehrt es nur von seinen Muskeln und Geweben. Das Weibchen legt ein Ei nach dem andern. Die Larven kriechen aus, spinnen sofort ihren Koton. Auch sie muß das Weibchen auf irgendeine Weise ernähren. Wie das in diesem Erdloch geschieht, das jede Nahrungszufuhr ausschließt, ist ein ungelöstes Problem. Wenn das Weibchen nach Ablauf von vier bis fünf Monaten völlig entkräftet ist, greift es zum letzten Mittel, sich am Leben zu erhalten, um seine Brut aufzuziehen. Es verzehrt ein oder zwei seiner eigenen Eier oder eine Larve. Das gibt ihm Kraft, weitere Eier zu legen und neue Larven aufzuziehen. So geht es ungefähr ein Jahr lang. Die Ameisenmutter hungert immer solange, bis sie wieder völlig entkräftet ist, dann vernichtet sie etwas von ihrer eigenen Brut, um doppelt soviel aufzubauen. Endlich nach monatelangem Entbehren kriechen die ersten Arbeitsameisen aus den Larven. Sie sind schlecht ernährt, denn die Mutter ist selbst kraftlos, aber sie bahnen sich trotzdem den Weg in die Außenwelt und beginnen nun ihrerseits für die Ameisenmutter zu sorgen. Nun gibt es Nahrung in Hülle und Fülle. Immer mehr Tiere schlüpfen aus. Sie schaffen nun fleißig, holen nicht nur Nahrung herbei, sondern beginnen auch mit dem Bau eines Ameisenhügels. Das Reich wird immer größer. Und die Ameisenkönigin, die ihre Familie mit soviel Entbehrungen gegründet hat, hat nun nichts mehr zu tun, als nur Eier zu legen.

Man muß sich vergegenwärtigen, daß ein Ameisenweibchen vor dem Hochzeitsflug niemals im Ameisenreich irgendeine Arbeit verrichtet hat, ja niemals an die Außenwelt gekommen ist. Wenn seine Zeit da ist, gräbt es sich geschickt in die Erde ein, sorgt durch viele Monate für sich und seine Brut unter den schwierigsten Verhältnissen, baut Zellen aus und öffnet die Kotonen. Es verrichtet alle diese Arbeiten, von denen man glaubt, daß es Geschick und Uebung erfordern, einfach aus Instinkt. Michael Beder.

Kleine Winte für die Hausfrau.

Von Agathe Dienst.

Woju schwarzer Tee gut ist.

Kalter Tee hat eine vielseitige Verwendungsmöglichkeit. Er gibt Spitzen eine wundervolle Tönung. Nachdem man die Spitzen gewaschen hat, gebe man dem letzten Spülwasser etwas kalten schwarzen Tee bei.

Man mische eine starke Lösung Tee mit Wasser, um gelackte Holz Möbel zu reinigen. Man lasse die Lösung auf dem Holz trocknen und poliere dann mit einem alten leinenen Taschentuch nach.

Apfelschnitten für Fruchtsalat oder zum Garnieren werden leicht bräunlich und sehen

dann unappetitlich aus. Ein klein wenig Zitronensaft über die geschnittenen Apfelscheiben gegossen, verhindert das Braunwerden.

Wer zu Rheumatismus neigt, sollte zum Salatnimmachen statt Essig Zitrone nehmen. Diesenigen, die nicht dick werden wollen, sollten Zitrone anstatt Mahonmaße nehmen.

Zitrone als Haus- und Schönheitsmittel.

Ein Kleid, das weiß war und ein gelbliches Aussehen bekommen hat, was öfters vorkommt, da weiße Kleider, wenn sie mehrere Male gewaschen worden sind, mit der Zeit gelblich werden, soche man (natürlich nur, wenn es Material ist, das man auch kochen darf) mit Scheiben von frisch geschälten Zitronen. Man lasse die Zitrone im Kessel bis das Gewand soweit gereinigt ist, daß es herausgenommen werden kann. Alle Flecken sind verschwunden und das gelbe Aussehen ist fort.

Hände, die durch Teer, Startoffel- oder Keffelschalen beschmutzt sind, können mit Hafermehl, vermischt mit ein wenig Zitronensaft, fabelhaft gereinigt werden. Man bestreiche damit die beschmutzten Stellen vor dem Waschen.

Wenn man das Gesicht vor dem Pudern leicht mit einer dünnen Scheibe Zitrone abreibt, so kann man Sommerprossen verhindern.

Hat man bereits welche, so vertreibt man sie folgendermaßen:

Man schütte den Saft von zwei kleinen Zitronen in ein Fläschchen, gibt zwei Teile Alkohol und ein Teil Rosenöl hinzu, schüttelt gut durcheinander und trage dann die ganze Mischung mit einem Baumwolltuch auf die Haut auf. Ist sie eingetrocknet, so reibe man mit einer Fetherdeme ein.

Die drei Vorschläge.

Im Osten Berlins eine kleine Gaststätte. Hier speist viel hungriges Volk, denn das Essen war sauber und wohlgeschmeckend. Ueber der Tür stand einladend auf dem Schild: „Wie bei Müttern zu Hause.“

Da lehrte auch einmal ein recht windiger Geselle ein, ließ sich vom Besten auftragen und verzehrte es mit gutem Appetit. Als er gefättigt war, nahm er gemächlich den Hut vom Nagel und wollte sich entfernen.

Der Wirt ließ auf ihn zu und verlangte die Bezahlung der Reche.

„Ja, wieso denn“, meinte der Gast, „hier steht doch ausdrücklich: wie bei Müttern zu Hause“ und dort zahlte ich auch nicht.“ Als der Wirt ihm hierauf seinen Standpunkt klar machte und bereits die Hand an den Kragen des „Gastes“ legte, sagte dieser:

„Vielleicht haben Sie recht. Ich habe aber kein Geld. Als ehrlicher Mann will ich Ihnen aber drei Vorschläge machen, von denen Sie wohl einen annehmen dürften. Erstens: Lassen Sie mich ziehen. Ich bettle mir hier in der Nähe das nötige Geld zusammen, komme und bezahle. Zweitens: Wenn Sie mir aber nicht trauen sollten, so begleiten Sie mich auf meinem Bettelweg, bis ich die von Ihnen geforderte Summe zusammen habe. Drittens: Paßt es Ihnen aber nicht, sich mit mir öffentlich zu zeigen, so betteln Sie heute an meiner Stelle so lange, bis Ihr verlangter Betrag zusammen ist, und sehen Sie wenigstens zu, daß für mich noch ein anständiger Rest bleibt.“

P e p s.

„Der Lämmergeier im Himalaja“.

Der Schwede Bengt Berg ist mit Recht als einer der eigenartigsten Idealisten unserer Zeit bezeichnet worden. Sein Lebenswert ist die Beobachtung des Tierreiches und was er da, oft unter größten Mühen und Gefahren in der Heimat wie in fernen Ländern, ausgestattet mit ebensoviel Liebe wie Verständnis gesehen und erlauschte, hat er in einer Reihe von Büchern der Welt vermittelt, die rasch seinen Ruhm in alle Länder getragen haben. Mit der Kamera ausgerüstet ist er den Zugvögeln nach Afrika gefolgt, hat das Leben und die Gewohnheiten von Elefanten und Riesenlöwen in den wunderbarsten Bildern festgehalten, hat wilde Schwäne, den Regenpfeifer und Wildgänse mit einzigartiger Geduld belauscht. In seinem letzten, soeben im Verlage Dietrich Reimer (Ernst Bohsen), Berlin, erschienenen Buch: „Der Lämmergeier im Himalaja“ berichtet er in Wort und Bild von seiner Fahrt zum „Dache der Welt“, wo in den wilden, schwer zugänglichen Tälern und Bergen dieser große Vogel, der in den europäischen Alpen vollständig ausgestorben ist, noch in großer Zahl haust. Bengt Berg mußte unsägliche Strapazen auf sich nehmen, um aus größter Nähe das Leben dieses Märchenvogels und der anderen Tierwelt des Himalaja beobachten zu können, kein Mißerfolg konnte ihn entmutigen, solange er nicht sein Ziel errungen hatte. Die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, wurde von ihm glänzend gelöst, die Frucht seiner Mühen ist das Buch, das zu den interessantesten und wertvollsten gehört, die er geschrieben hat. Er hat unzugängliche Steilwände erklimmt, um bis in die Höhlen der Lämmergeier vorzudringen und entwirft nun fesselnde Berichte, die von 101 herrlich gelungenen photographischen Bildern wirksam unterstützt werden, von den Lämmergeiern und anderen Flugvögeln und auch von den Sitten der Bewohner dieser Gegenden. Die zahlreichen Freunde der Bücher Bengt Bergs werden auch dieses sein neuestes Herzlich begrüßen.

— Weiteres. —

Wozu braucht die Amerikanerin ein Haus? Man empfahl einer gutgestellten jungen Amerikanerin, sich ein Haus zu kaufen. „Eigentlich müßten Sie längst ein eigenes Haus haben“, sagte der Agent. — „Wozu?“ antwortete sie. „Ich wüßte nicht, was ich damit anfangen sollte. Ein moderner Mensch braucht kein Haus. Er wird in einer Klinik geboren, in einem Pensionat erzogen, er verlobt sich im Auto, heiratet in der Kirche, ist im Restaurant, verbringt seine Vormittage auf den Sportplätzen, seine Nachmittage am Bridgetisch und seine Abende im Kino oder in einer Bar. Und wenn er einmal stirbt, verbrennt man ihn in einem Krematorium. Alles, was ein moderner Mensch braucht, ist eine Garage mit einem Bett und einem Bad.“

Dieselbe Ursache. Aber Marie, das ist doch schrecklich mit Ihnen! Sie sind schon wieder schwanger! Schämen Sie sich denn gar nicht? — Das Dienstmädchen: „Gnäd' Frau, Sie sind doch auch schwanger!“ — „Schweigen Sie, Sie freche Person! Ich bin's von meinem Mann!“ — „Aber gnäd' Frau, ich bin's ja auch von ihm geworden!“

Vorsicht. Bulke läßt sich einen Zahn ziehen. Doch ist die Geschichte so gefährlich und schmerzvoll, daß der Zahnarzt ihn betäuben will. Ehe Bulke die Maske aufsetzt, nimmt er seine Geldbörse heraus. Sagt der Arzt: „Aber ich bitte Sie, Herr Bulke, Sie können doch nachher bezahlen.“ — „Natürlich, ich wollte nur mein Geld zählen, ehe ich bewußlos werde.“

Ein Vorschlag. An der Romibrücke erschienen vier chinesische Soldaten bei der japanischen Vorhut. „Kam!“ sagen die, „Wollt ihr euch ergeben?“ — „Nein — aber wir möchten zwei Generale gegen sechs Dosen kondensierte Milch eintauschen.“

Im Himmel. Der Rabbiner von Floczow, Feiwel Rohatyn, und ein Geistlicher waren einmal in Gesellschaft. Um den Rabbiner zu necken, erzählte der Pfarrer folgendes Geschichtchen: „Ein Jude wollte in den Himmel, doch Petrus verweigerte ihm den Einlaß. Dem Juden gelang es aber, durch ein Hintertürchen hineinzukommen. Um ihn wieder hinauszubringen — einen Juden gütlich aus dem Himmel zu vertreiben, ist nicht gut möglich — ließ Petrus vor dem Himmelstor die Trommel schlagen. Der Jude glaubte, es fände eine Freilassung statt und lief hinaus; Petrus verammelte indessen Tor und Tür.“ — „Was weiter geschah“, sagte Rabbi Rohatyn lachend, „will ich erzählen: Als der Jude fort war, mußte doch der Himmel neu eingeweiht werden. Man suchte nach einem Pfarrer. Aber im ganzen Himmel war kein einziger aufzutreiben.“

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Schwarz, Zwettl Nr. 65 bei Tepliz-Schönbau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 69.

Von Gen. Gerhard Kraus, Tura. Schwarz: Kd7; De6; Tbl, b6; La2, h2; Bb5, e3, g3 (9).



Weiß: Kb8; De2; Ta8, g5; Le5, h3; Sh5; Bd4, f7 (9).

Matt in 2 Zügen.

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an oben genannte Adresse zu senden.

Lösungszug zu Nr. 66: Lb6-d4.

Weiter hat auch diese Aufgabe in Abzugsschach eine Nebenlösung, welche die sonst schöne Aufgabe wertlos macht. Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Kühnel Anton und Steiner Eduard, Schönfeld; Münnich Heinrich, Joidau; Reher Adolf, Lütznitz; Zimmermann Heinrich, Eichwald; Walter Ludwig, Robel Franz, Michel Rudolf, Schmied Ferdinand, alle Kwislow; Trübsch Gustav und Quast Adolf, Wistertkan; Pagner Josef, Neustadt; Schöbel Franz, Strauchitz; Dieke Josef, Markersdorf; Gottfried Johann und Urdill Johann, Goleischen bei Staab; Schubert Josef, Bokau; Benkert Eduard, Scharba; Dinneber Ernst, Tetschen; Adolf Wenzel, Arnsdorf b. Gaida; Hoyer Otto, Sooa; Albert Rudolf, Prosschitz, Nachtrag zu Nr. 66: Benkert Eduard, Scharba.